

EXTRA: 50 Jahre Club Manufaktur, Teil 6



Der Autor als junger Dachs zu Anfang der 80er-Jahre.

Bild: privat



„I was so much older then, I'm younger than that now.“ 2017 vor dem Manu-Geburtstagsbändel.

Bild: Schneider

Politische Intensitäten, musikalische Ekstasen

Älter werden mit einer sozio-kulturellen Einrichtung / Eine autobiografische Recherche nach der verlorenen Erotik der Manufaktur

VON UNSEREM MITARBEITER
THOMAS MILZ

Schorndorf. Die Manufaktur nicht nur als jugendliche „éducation sentimentale“, sondern Schule des Lebens bis ins reifere Alter. Wer hätte gedacht, dass soziokulturelle Clubs altern - und mit ihnen ihr Publikum? Was ist aus den politischen Versprechen des Anfangs, dem Begehren und der Intensität geworden? Kann man ihnen die Treue bewahren, ohne zum alternativen Zombie zu werden? Ein Erfahrungsbericht mit Brüchen.

Wir wurden geschlagen. Geschlagen von den Geschlagenen und Schlägern des Dritten Reiches. Da gab es den Rektor Daigger an der Fuchshofschule. Wenn er müde oder gut gelaunt war, erzählte er uns Knaben in der letzten Schulstunde Geschichten aus seiner Zeit als Sturzkampf-Flieger im 2. Weltkrieg. Wir waren hingerissen.

Dann der kauzige Religionslehrer Felker. Der schlenderte die auswendig zu lernenden Lieder abhörend durch die Reihen. War eine Strophe vergessen, etwa vor dem schönen „Verschon uns, Gott, mit Strafen / Und lass uns ruhig schlafen“ von Matthias Claudius, dann holte der fromme Mann von hinten aus und es setzte einen heftigen Schlag auf den Kopf. So wurden wir früh vom Beat unserer christlichen Liebesreligion erfasst.

Auch Musiklehrer Reischle war empfindlich gegenüber unpassenden Tönen, da konnte selbst ihm mal die Hand ausrutschen. Humanistisches Gymnasium in Schorndorf, Mitte der 60er Jahre. Der Schulleiter mit SS-Vergangenheit, ausgleichend, wie man hört, in einem Kollegium mit alten Reaktionären und jungen Referendaren, die vom Geist des gesellschaftlichen Aufbruchs infiziert waren, den sie an ihre Schüler weiter zu geben versuchten.

Derweil mussten wir im staatlich geförderten Religionsunterricht bei Herrn Felker aber noch lernen, dass der militante Anti-Semite (was er uns nicht sagte) Friedrich von Bodelschwingh mit der Gründung der Anstalt Bethel sich für die Armen und Arbeiter einsetzte, während (der Jude) Karl Marx sie nur aufhetzte und verführte. Die Marxisten, und damit der Kommunismus - Gott sei bei uns - standen vor der Tür der bundesrepublikanischen Wohlstands- und Verdrängungsgesellschaft.

Es brodelte. Auch in der dumpfen Atmosphäre des ländlichen Schorndorf.

Das ist der Nährboden gewesen, aus dem im Jahre 1967 der unschuldige „Geselligkeitsverein“ Club Manufaktur hervorging. Warum aber gerade in Schorndorf? Das kann nicht zufällig sein. Die Stadt hat eine 500-jährige Geschichte der aufrührerischen Disziplin, die sich aus lädiertem Selbstbewusstsein speiste und immer mal wieder aufblühte. Da gab es den Aufstand des „Armen Konrad“ im Jahr 1514. Die „Weiber von Schorndorf“ nahmen 1688 ihre Geschicke gegen die Obrigkeit in Stuttgart selbst in die Hand. Da gab es auch einen Karl Friedrich Reinhard, der nach 1789 im Paris der Fran-

zösischen Revolution Karriere machte. Ja, man muss Schorndorf auch verlassen können. Der Komponist Silcher war hier um 1805 eine Zeitlang Hauslehrer. Er sollte den mehrstimmigen Männergesang als vorläufiges Versprechen auf parlamentarische Beteiligung an den Staatsgeschäften revolutionieren.

Old Man take a look at my live, I'm a lot like you were

Und war nicht auch Daimler ein eigensinniger Revolutionär, der aus dem einfachen Handwerk kam? Auch erinnern wir uns an den Arbeiterdichter und Musikanten Ludwig Palmer, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts Organisator einer kleinen, plebejischen Gegenkultur in Schorndorf war. Der produktive Widerstand gegen das allzu Honoratiorenhafte, er war in Schorndorf immer zuhause. Anders wäre auch die Gründung des Club Manufaktur kaum zu erklären. Und sie war von Anfang an nicht eigentlich intellektuell, sondern praktisch angelegt! Das ist so geblieben bis heute.

Der Schreiber dieser Zeilen war, als die Manufaktur gegründet wurde, noch zu jung. War aber auch später nie Mitglied. Und trotzdem war er einer der Vielen, denen die Manu vielleicht das Leben gerettet hat, jedenfalls dabei half, einen biografisch scheinbar vorgezeichneten Weg zu verlassen. Einen anderen, beweglicheren Körper zu bekommen. Und das hatte mit der Musik zu tun, die wir zu hören bekamen.

Und doch muss zuvor noch die Rede sein von einem gravierenden Generationenschnitt. Und der liegt zwischen denen, die vor oder nach 1970 ein Bewusstsein ihrer selbst gewonnen haben. Vorher: Das war der „Sommer der Liebe“ 1967 und der Tod von Benno Ohnesorg auf einer Anti-Schah-Demo in Berlin. Darauf folgte das explosiv politisierte 1968 auf den Straßen, mit der Hoffnung das kapitalistische „System“, das Kriege nicht nur in Vietnam führte und dabei seine Jugend opferte, jetzt, gleich, „now!“ zum Einsturz zu bringen. Das war eine Illusion. Aber wer sie einmal hatte, bewegte sich, wenn er sie überlebte (oder auch verdrängte), noch heute anders, kecker durch die Welt als meine kümmerlich nachgeborene Generation der 55er. Wir sind Kinder der Enttäuschung und des Zerfalls. Vielleicht auch wieder eines misstrauischeren Blickes auf die Wirklichkeit.

Um uns herum zerfiel die Bewegung der 68er Anfang der Siebziger in Drogen (daran gestorben waren Brian Jones, Jimi Hendrix, Janis Joplin und Jim Morrison), Polit-Sekten, Paranoia, Gewalt der RAF, Esoterik und Rückzug in die Provinz. Selbstdestruktion und Nostalgie. Neil Youngs „Harvest“ mit seinen Songs auf's Countryleben und die „Die Nadel im Arm“ erschien 1972. Die Stadt war böse, das Land war wieder schön, dort wurden die Wunden der gescheiterten Revolution geleckt. Wir hörten die melan-

chologischen Singersongwriter wie James Taylor, Carole King oder Joni Mitchell und erkannten uns in ihnen seltsamerweise wieder, ohne wirklich ihre Erfahrungen gemacht zu haben. Neue Subjektivität hieß das Label für Innerlichkeitskünstler wie Peter Handke und Wim Wenders, die für sich und ihre Generation auf der Suche nach profanen Erleuchtungen jenseits des enttäuschenden Politischen waren. Bevor wir je wirklich politisch tätig wurden, waren wir schon abgeturnt.

Das Rock-Album, das zusammen mit dem Film (und der Musik) von „Easy Rider“ den Einschnitt in meinem Leben bedeutete, war 1972 „Exile on Main Street“ von den Rolling Stones. Ein ekstatisch delirierender Abgesang, bodenlos in allem Möglichen verwurzelt. Zugleich dumpf und schneidend. „Hear the diesel hummin', all down the line“ singt Jagger ein Jahr vor der Ölkrise, während der für ein paar Sonntage die Autobahnen ver-

But I was so much older then, I'm younger than that now

Aber ein großer alter Konflikt kam zu Beginn der 70er Jahre endlich neu wieder auf die Agenda: Können Männer und Frauen wirklich wie bisher so miteinander leben? Die Frauen hatten es satt, ein Nebenwiderspruch der Gesellschaft zu sein. Das Geschenk an die jungen Männer meiner Generation: Wer wollte, konnte es ab nun mit selbstbewusster werdenden Frauen zu tun bekommen. Und die gingen und gehen bis heute in der Manufaktur ein und aus. Wer nicht wollte, musste es auch lernen. Aber auch Männer durften femininer werden. Es waren die Sänger und Gitarristen der Rockbands, die vorführten, dass und wie der faschistische Körperpanzer der Väter und Mütter zu sprengen sei.

Brachial musikalische Form dieses Panzers war die militärische Marschmusik, ihr bildungsbürgerliches Pendant die masochistische Lust am geschnürten, romantischen Kunstlied, der klassischen Sonate, Kammermusik und Sinfonie. Brutalität und Gemütlichkeit, das war, wie wir später an der Universität erfuhren, das sentimentale Sound- und Gefühlsgebräu unserer Altvorderen. Da musste man raus. Die Manu machte Angebote.

Bei den legendären, wilden Rockkonzerten der Anfangszeit war ich allerdings nie dabei. Mein erster, eigentlich sehr später, Besuch der Manufaktur war am 19. Mai 1972, meinem 17. Geburtstag. Hat mich meine mutigere Cousine mitgenommen oder hab' ich mich allein getraut? Eine Schwelle war es allemal. Jedenfalls gab es - ausgerechnet - den „Bericht für eine Akademie“ von Franz Kafka als Theaterstück. Ein Affe schreibt. Es geht um den Abgrund zwischen Animalität und Bildung. Was für ein programmatischer Anfang für mein allmähliches Älterwerden in der Manufaktur!

Später dann und immer wieder, nun mit der ersten Freundin, was für intensive dicht aufeinanderfolgende Orgien des Zuhörens. Innerhalb eines Monats im Oktober 1973 etwa Wolfgang Dauners „EtCetera“, die Old Metropolitan Jazzband aus Krakau und Blind John Davis. Alle in den Räumen des Juze Hammerschlag. Die Manufaktur lud ein. Und man ging hin. Das wird schon gut sein. Und so wurde man innerhalb kürzester Zeit mit Free Jazz, Dixie und Blues bekannt gemacht, öffnete die Ohren weit.

Obwohl, Dauner. Da stand man, cool an die Wand gelehnt, und was war das denn? Nix von der melodiosen Melancholie eines James Taylor. Keine knalligen Riffs wie bei den Stones. Nur Krach. Aber man blieb. Die Manufaktur, eine Schule des (Zu-) Hörens. Das Politische blieb mir in meiner ersten Manu-Zeit fremd. Die linken Macher waren mir - und sind es oft bis heute - nicht ästhetisch differenziert genug. Mit welchen Linken kann man sich über Goethe und die Avantgarden des 20. Jahrhunderts unterhalten? Wirklich politisiert wurde ich weder an

der Schule noch in der Manu, sondern durch meinen Zivildienst in einer psychiatrischen Einrichtung und dann Bürgerinitiative in Chicago/USA. Man muss Schorndorf auch verlassen können. Aber auch dort: der Blues. Muddy Waters, live in der Southside Chicago.

Meine zweite intensive Manu-Phase war Anfang der 80er. Hinab in den Keller, den erotisch aufgeladenen Uterus der alten Manu in der Gmünder Straße. Zu Konzerten oder auch nur zum Leute treffen. Runter gehen, „Augelchen machen“, wie Goethe das nannte. Flirten, schauen, wer da ist. Das Publikum war mindestens 30 Jahre jünger als das heutige. „There was music in the café at night and revolution in the air“ (Bob Dylan). Genauer: Es hing Begehren in der Luft.

Stand upright and be strong / May you stay forever young

Die Manu war ein erotischer Ort. Nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch zwischen den Musikern auf der Bühne und dem eng davor stehenden Publikum. Unvergessen, wie sich die Bands hier verausgabten. Sound und Körper der Hörer waren eins. Verschmolzene Intensitäten. Eingelöste Glücksversprechen. Eine glückliche Jazz-Veteranin, Sheila Jordan, die vom nächsten Gig in Kopenhagen ein Kärtchen an Christoph Peichl schrieb, wie toll der Gig in Schorndorf war. Und heute? Die neue Manu ist oberirdisch geworden, hat ihren erotischen Charme verloren. Wir aber auch. Das Publikum hat sich eher nicht verjüngt. Macht nichts. Wir gehen zu Konzerten von Bands, die wir nicht kennen. Immer noch neugierig. Wir erinnern uns - an unser Begehren. Im Bund mit dem altersradikalen Anthony Braxton. „May you stay forever young.“

Eine Patchwork-Bio

■ **Thomas Milz**, geboren 1955 in der Schorndorfer Altstadt. Kind heimatvertriebener Eltern. Vater (Westpreußen) Mechanikermeister, Mutter (aus Mähren) Putzfrau. Umzug in Erlen-, dann Röhrachriedlung. Volksschule. Klavierunterricht. Judo. Burg-, dann Max-Planck-Gymnasium. Dort Schüler von Götz Hübner. Abgang ohne Abitur (Mathe 6). 1976/77 mit **Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste** (als Zivildienst) in den USA. Danach zwei Jahre Hamburg: u.a. Konditorgehilfe, Plattenverkäufer. 1980-83 (endlich Abitur am Abendgymnasium, Mathe 5) wieder in Schorndorf. Redakteur beim „Schorndorfer Blättle“. Ab 1983 Studium der Germanistik und **Religionswissenschaft** an der FU Berlin. Von 1990 an **Dramaturg** u.a. an der WLB Esslingen, Volkstheater Rostock, Landestheater Tübingen, Akademie Schloss Solitude. Zuletzt Dramaturg bei Volker Lösch. 1998 Geburt der **Tochter** Marieluise. Seit 2001 erneut Schorndorf. Kunst-Ausstellungen im Röhm. Ausstellung und Katalog zum 250. Geburtstag (2009) von Ludovike Simanowitz in der Galerie für Technik und Kunst (mit Kulturforum). Seit 2002 Mitarbeiter der **Staatsgalerie** (Aufsicht/ Personalrat) sowie freier Mitarbeiter des **Zeitungsverlags** Waiblingen.



Die Seele der alten Manu: Theke- und Kneipenteam um Geli Sandbiller (Mitte hinten) und Ingrid Neumann (2. v. links mit Haargel und Fliege). Anfang der 1980er-Jahre. Bilder: Privat

waist waren. Die Zukunft hatte ihre Perspektive des ewigen, linearen Wachstums verloren. Fortschritt musste etwas anderes sein, als was unsere Eltern noch im Sinn hatten.

„I need a shot of salvation once in a while“ sangen die Stones auch auf „Exile“. Immer mal wieder einen Schuss Erlösung. Das zielte nicht mehr auf's politische Große, sondern auf den sozialdemokratisch reglementierten Anteil am allgemeinen Hedonismus, ohne den Krankenkassen dauerhaft zur Last zu fallen.



Eingang zum soziokulturellen Uterus (1979).

Nächste Folge

Mittwoch, 3. Januar: Wie **Black Sabbath** nach Schorndorf kam.